

"Kein solcher solider Schweizermensch" : zur Autobiographie des libertären Sozialisten Max Tobler (1876-1929)

Autor(en): **Hadorn, Christian**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **63 (2013)**

Heft 2

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-358017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Kein solcher solider Schweizermensch»

Zur Autobiographie des libertären Sozialisten Max Tobler (1876–1929)

Christian Hadorn

Summary

For almost thirty years until his death on April 13th, 1929, Max Tobler had been an important figure in the radical left wing of the workers' movement in Zurich. In the mid-twenties he wrote an unpublished autobiography, in which he traces his development from a timid but ambitious son of a petty bourgeois merchant to a socialist intellectual. By taking a look at Tobler's historical milieus, from the teetotaller movement to social democracy and from revolutionary syndicalism to the Communist Party of Switzerland, the author tries to interpret this autobiography as an act of social communication. Exploring the shaping of an identity that allowed him – in contrast to many of his fellow travellers – to resist the lure of patriotism, Tobler underlines the intimidating impact of his father and the politicizing influence of his mother and of other women. By writing a very novel-like text that implicitly draws on Marxist and psychoanalytical explanations, the book-worm Tobler tries to prod his readers into radical self-reflection while at the same time entertaining them. This effort, it is argued, takes part in a continuous but all the same difficult project of questioning the border between political and private life.

«Was bleibt von einem Menschen? Wenn er nicht ein äusseres Symbolwerk zurückgelassen [...] & wenn er auch ein so seltenes Exemplar Mensch war wie Tobler?» Als sein enger Freund an einem ihn seit längerer Zeit belastenden Magenkrebs starb, notierte Fritz Brupbacher seine Betroffenheit in sein Tagebuch. In einem Nachruf teilte er mit, Texte aus Toblers Nachlass herausgeben zu wollen.¹ Von Minna Tobler-

1 Fritz Brupbacher, *Tagebuch März–Aug. 1929*, S. 33 [28.4.1929], Nachlass Fritz Brupbacher, Schweizerisches Sozialarchiv Zürich. *id.* Max Tobler gestorben, in: *Die Aktion*, 1929 (Heft 3/4), Sp. 86–88. Zum Titel dieses Beitrags vgl. Anm. 48.

Christinger auf die «Selbstbiographie von Max» hingewiesen, skizzierte er deren Publikation: Da sie vor dessen «Aufgehen in der Arbeiterbewegung» endete, sei sie durch ein Nachwort und gesammelte Artikel und Reden zu ergänzen.² Obwohl Tobler-Christinger dem Projekt, das der Publizist Franz Pfemfert «sofort» und auch die KPS und KPD «gerne drucken würden», 1931 noch gute Chancen beschied, blieb es (bisher) aus.³ Die Gründe dafür sind nicht bekannt, hängen aber gewiss mit der prekären Lage dieses Umfeldes zusammen: Nach längeren Konflikten wurde Brupbacher 1933 aus der KPS ausgeschlossen; Pfemfert litt schon 1929 unter Krankheit und Geldnot, und musste 1933 aus Deutschland fliehen; Tobler-Christinger verstarb 1936 an einem Hirnschlag.⁴ Aus der öffentlichen Erinnerung schied Tobler somit aus, und auch die Geschichtsschreibung hat sein Wirken bisher erst ansatzweise gewürdigt.

Autobiographie als Text

Lange sahen Historiker Autobiographien als Zugänge zu aussertextuellen Wirklichkeiten an, die sie wegen ihrer vermeintlich subjektiven Urhebererschaft entweder quellenkritisch nach ‘Verzerrungen’ durchforsteten oder als besonders authentische Anschauung von Geschehenem begrüßten. Damit lasse sich das diesen Quellen eigene Potential nicht realisieren, lautet der Befund Volker Depkats und Dagmar Günthers, anhand dessen sie für einen neuen historiographischen Umgang mit Autobiographien plädieren. Diese Texte nämlich «*spiegeln* [...] nicht einfach nur dahinterliegende subjektive Sinnwelten, soziale Realitäten und historische Erfahrungen», sondern sie bringen «diese in einem Akt der Deutung immer auch erst wieder hervor». Als immanente Wirklichkeitskonstruktionen treten sie in bestimmten historischen Kontexten an, um in diese kommunikativ einzuwirken. In ihrer Textualität, die Früheres fortlaufend mit Späterem vergleicht, geben sie «gleichermassen Auf-

- 2 Brief Minna Tobler-Christingers an F. Brupbacher, 29.4.1929. F. Brupbacher, *Tagebuch*, S. 42 [undat.]. Max Tobler, *autobiogr. Manuskript/Typoskript* o. Titel, Nachlass Max und Minna Tobler-Christinger, SSA. Zugunsten der Lesbarkeit wird in Zitaten daraus auf [sic] verzichtet.
- 3 Briefe Franz Pfemferts an F. Brupbacher, 14.1.1930, und M. Tobler-Christingers an dens. 19.4.1931, beide im *Nachlass FB*. Die Autobiographie erscheint 2014 im Chronos Verlag, Zürich.
- 4 Herbert Kapfer, «Verfolgung und Paranoia. Franz Pfemfert nach der ‘Aktion’», in: Lisbeth Exner et al. (Hg.), *Pfemfert. Erinnerungen und Abrechnungen, Texte und Briefe*, München 1999, S. 63–123; Karl Lang, *Kritiker, Ketzer, Kämpfer. Das Leben des Arbeiterarztes Fritz Brupbacher*, Zürich 1983, S. 283–293; Lina Gafner, *Mit Pistole und Pessar. Sexualreform und revolutionäre Gesellschaftskritik im Zürich der 1920er- und 1930er-Jahre*, Nordhausen 2010, S. 22f.

schluss über Erfahrungsgehalte *beider* Zeitebenen» und reflektieren so «die *Wirkung* von Sozialisationsinstanzen und die *Geltung* von kollektiv geteilten Wertideen, Normen und Vorstellungswelten ebenso wie den Wandel eben dieser Prägungen». ⁵ Wann und warum also überlegt sich Tobler, sein Leben aufschreiben? Was und wie schreibt er, und was will er seinen Zeitgenossen und der Nachwelt damit vermitteln? Die personellen und ideellen Kontinuitäten und Brüche, auf die er rekkuriert, sollen im Vergleich mit ähnlichen Texten aus seinen Umfeldern beleuchtet und so neue Erkenntnisse zur Geschichte der zürcherischen Linken gewonnen werden.

Die Entstehungszeit der undatierten Autobiographie ist schwer zu fassen. In der überlieferten Korrespondenz wird erst nach Toblers Tod darauf verwiesen (s.o.). Besprochen wird dort neben dem Manuskript auch eine maschinengeschriebene Kopie, die 176 Seiten zählt und hier als Zitiergrundlage dient. Da sie relativ abrupt, ohne Schlussbetrachtungen, endet und so auch schon Brupbacher vorlag, ist davon auszugehen, dass sie nie vollendet wurde. Dafür spricht auch, dass die ca. 30 Kapitel nicht durchgängig nummeriert und betitelt sind. Tobler schreibt und bewertet auch nicht sein *ganzes Leben* bis zur Schreibgegenwart und stellt *keine expliziten* Verweise auf das Jetzt her, aus dem er schreibt. Nur kurz verweist er auf eine spätere Beschäftigung mit der Geschichte der Französischen Revolution. ⁶ Meint er damit sein entsprechendes Buchmanuskript, aus dem er im Herbst 1923 im Volkshaus Zürich referierte, schränkt dies den fraglichen Zeitraum ein. ⁷ Dass er im Sommer 1924 seiner Mutter schreibt, dass er bei ihr «gern die Ansichtskarten» holen komme, «die mich wohl auch wieder an manches erinnern werden, was ich fast vergessen habe», kann so als Hinweis auf autobiographisches Arbeiten gelesen werden. ⁸ Als Obergrenze sehe ich das Jahr 1927. Tobler reiste damals an die II. Konferenz der Internationalen Roten Hilfe in Moskau und trat danach der KPS bei. Sein publizierter Bericht zur Reise übt Kritik an früheren Entscheidungen, die in der Autobiographie so nicht anzutreffen ist. Nur da bereut er etwa, dass er von der Russin, mit der er 1898 in Genf befreundet war, trotz ihrer Aufforderung

5 Volker Depkat, «Autobiographie und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit», in: *Geschichte und Gesellschaft* 29, 2003, S. 441–476, hier S. 452, 459; Dagmar Günther, «And now for something completely different. Prolegomena zur Autobiographie als Quelle der Geschichtswissenschaft», in: *Historische Zeitschrift* 272, 2001, S. 25–61.

6 M. Tobler, *Typoskript*, S. 30f.

7 *id.*, Manuskript «Französische Revolution» [ca. 1923], *Nachlass TC*. Flugblatt «Bildungskurse der Kommunistischen Partei Zürich 1923/24», *Nachlass Moses Mandel, SSA*.

8 Brief M. Toblers an Fanny Tobler-Wild, «1924?» [Sommer, weil Tobler ihre Geburtstagsgratulation verdankt]. Die Karten sind nicht erhalten.

nicht Russisch lernen wollte. Sozialreformerische Argumente führen ihn zu einer positiven Bewertung des nachrevolutionären Staats, von dessen Schulwesen und auch von Armee und militärischer Disziplin. Er berichtet, wie Rotgardisten «unglaublich lange in Achtungsstellung stehen [konnten]. Ich, als ich noch eidgenössischer Füsilier war, hätte lange vorher unter Protest aufgehört. Aber das waren noch andere Zeiten.»⁹ Wenn er diese Kritik nicht nur im Kontext einer RH-Publikation hochspielte – und auch Brupbacher merkt an, dass Tobler «zum Bolschewismus bekehrt» zurückgekommen sei – muss er die Autobiographie vor 1927 verfasst haben.¹⁰ Während seiner autobiographischen Selbstaufklärung blickte Tobler somit auf ein Leben zurück, das seit seinem Eintritt in die politische Öffentlichkeit von grosser ideeller Kontinuität und herben beruflichen, politischen und historischen Brüchen oder Rückschlägen gezeichnet war.

Biographische Brüche und Kontinuitäten

Tobler wurde am 3. Juni 1876 als drittes von vier Kindern einer kleinbürgerlichen Familie in St. Gallen geboren. Sein Vater Georg Leonhard Tobler (*1842) war zum Inhaber einer Gewerbehandlung (Lederriemen, Schläuche, Fette usw.) aufgestiegen und hatte 1872 nach seiner Verlobung mit Fanny Hedwig Wild (*1852) ein Haus gekauft und darin sowohl sein Geschäft als auch die Familienwohnung eingerichtet. Max Tobler absolvierte nach Grundschule und Gymnasium – wo er dem abstinenten Mittelschülerversen *Humanitas* beitrug – 1896 eine Sprachlehrausbildung und arbeitete ein halbes Jahr als Lehrer in Cressier. In Genf begann er 1897 ein Studium und fokussierte sich auf Zoologie. Nach zwei Semestern in Würzburg 1898/99 dissertierte er in Zürich, lernte im Umfeld der abstinenten *Libertas* Brupbacher (*1874) kennen und wirkte als Redaktor des *Correspondenzblattes* für studierende Abstanten. Nach dem Doktoratsexamen Anfang 1901 folgte ein Forschungssemester in Neapel, eine Assistenzstelle an der Universität Giessen und 1902–03 eine Reise nach England.¹¹ Zurück in Zürich bezog er mit Brupbacher

9 M. Tobler, *Moskauer Eindrücke*, Zürich 1927, hier S. 5, 75. Die Aufwertung der (Roten) Armee dürfte mit der Erwartung eines weiteren Weltkriegs zusammenhängen. Vgl. *id.*, Manuskript «Der nächste Krieg und die Arbeiterschaft» [ca. 1928], *Nachlass TC*.

10 F. Brupbacher, *60 Jahre Ketzer. Selbstbiographie*, Zürich 1935, S. 285f.

11 M. Tobler, *Typoskript*, S. 7–29, 52–171. *id.*, *Zur Anatomie der *Parmophorus intermedius* Reeve* [Diss. Uni Zürich 1901], Jena 1901; [s.n.] «Ausschnitt aus dem Stammbaum der Stadt-St.Galler-TOBLER (Linie A)», *Nachlass TC*; August Reimann et al. (Hg.), *Der schweizerische Akademische Abstantenverein *Libertas*. Geschichte der ersten *Libertas* 1893–1992*, Lausanne 1957, S. 38–44, 98.

im Arbeiterviertel Aussersihl eine gemeinsame Wohnung, die sie mehr als 10 Jahre (1903–14) teilen sollten.¹²

Tobler trat der SPS bei und schlug sich als Lehrer durch, bis seine im *Correspondenzblatt* erschienenen Artikel ihm die Aufmerksamkeit der Leitung der SPS-Tageszeitung *Volksrecht* einbrachten. Sie machten ihn 1904 zu ihrem Redakteur. Im selben Jahr wurde er Präsident der Zürcher Arbeiterunion, der lokalen Vereinigung von Gewerkschaften und Parteisektionen, und verfügte somit (bis 1907) über eine zweite zentrale Führungsposition in der Arbeiterbewegung.¹³ In einer Zeit aussergewöhnlich vieler Streiks, die oft durch Militäreinsätze zerschlagen wurden, warben er und Brupbacher als Anhänger des revolutionären Syndikalismus für ökonomische Kampfformen (Solidaritäts- und Generalstreik) anstelle von parlamentarischer Politik. Sie traten für die Armeeabschaffung ein; Tobler plädierte am SPS-Parteitag in Olten 1906 gegen die Landesverteidigung und verlor. Mit Freunden aus der *Libertas* gaben sie 1906–08 die Zeitschrift *Polis* heraus. Bald begann die gemässigte Elite der SPS sie zu marginalisieren. Nachdem er sich zwei Jahre lang von Intrigen umgeben gefühlt habe, verliess Tobler 1910 das *Volksrecht*, lehnte Arrivierungsangebote aus dem SP-Establishment ab und begann ein neues Studium, das ihm finanzielle Unabhängigkeit gewährte.¹⁴ Er lernte Minna Christinger (*1886) kennen, eine angehende Ärztin, die sich über die 'bürgerlich' genannte Frauenbewegung radikalisiert hatte. Sie heirateten 1913 in Zürich. Während der Mobilmachung im August 1914 studienbedingt in Berlin, schilderte Tobler kurz darauf in Zürich seine Niedergeschlagenheit über jenes «Volksfest», als Auftakt dazu, «Europa zu einem Leichenfeld zu machen».¹⁵ In dem Jahr wurde ihr Sohn James geboren; der zweite, Rudolf, kam 1921 zur Welt.¹⁶ Minna eröffnete 1915 in Zürich ihre Praxis, Max im Frühling 1916 die seine (für Haut- und

12 F. Brupbacher, *60 Jahre*, S. 139.

13 Vgl. Erich Gruner, «Die Arbeiterunionen (AU) als gewerkschaftlich-parteilpolitische Zwittergebilde», in: *id.* (Hg.), *Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880–1914*, Bd. 2/2, Zürich 1988, S. 773–801.

14 Tobler war 1905/06 Aktivist der *Antimilitaristischen Liga* und übersetzte eine syndikalistische Schrift: Emile Pouget, *Die Gewerkschaft*, Zürich 1907. Nach der Ablehnung des ihm angebotenen Kreisschulpräsidentenamts habe Johannes Sigg Brupbacher gefragt: «'Ja, was will denn Tobler?' Sie konnten sich nicht vorstellen, dass er nichts 'wollte'». F. Brupbacher, Max Tobler [Nachruf auf Faltblatt], *Nachlass TC*. K. Lang, *op. cit.*, S. 75–176, 199–218. Zur Verbindung von Medizin und Politik: M. Tobler, *Soziale Ursachen der Tuberkulose*, Zürich 1911.

15 *Volksrecht*, 26.08.1914, S. 2.

16 Bei den Toblers arbeitete ab 1921 Lilly Volkart als Hausangestellte und Erzieherin, später half sie auch in der Sprechstunde mit. Eveline Zeder, *Ein Zuhause für jüdische Flüchtlingskinder. Lilly Volkart und ihr Kinderheim in Ascona 1934–1947*, Zürich 1998, S. 72f.

Geschlechtskrankheiten).¹⁷ Weil das *Volksrecht* die kriegspatriotische Position der SPD übernommen hatte, gab der Kreis um Brupbacher 1915–16 eine eigene Zeitung heraus. Ihr selbstironischer Titel *Der Revoluzzer* reflektierte Skepsis gegenüber alten wie neuen pathetischen Erwartungen ans Zeitgeschehen, zumal Arbeiter nun auch als «Kapitalisten ohne Kapital» erschienen, die in ihrer Orientierung nach oben den Bürgern in nichts nachstehen.¹⁸ Nach den Umbrüchen in Russland hob Minna «die anscheinend weit entwickelte bolschewistische Basisdemokratie» hervor, während Max in einer Broschüre 1919/20 dem «strenge[n] Staatssozialismus» die Vorzüge des antiautoritären Syndikalismus gegenüberstellte.¹⁹ Beide verliessen nach der Parteispaltung 1920 die SPS. Sie trat der KPS bei und betätigte sich mit Brupbacher und dessen Ehefrau Paulette u.a. in der Sexualaufklärung und -reform, während er als Parteiloser in der KPS mitwirkte, insbesondere als Referent im von Brupbacher geleiteten Bildungswesen. Letzterer betont, dass jenes «keine Tradition und keine Vorschriften» kannte und so grosse Narrenfreiheit gewährte.²⁰ Als die Komintern die Gründung der IRH initiierte, die politische Gefangene unterstützen und unter einem humanitären Banner breitere Kreise in das Umfeld der KPen werben sollte, beteiligte sich Tobler ab Ende 1923 als Präsident ihrer schweizerischen Sektion (mit Willy Trostel als Sekretär und Mentona Moser als Assistentin) an deren Aufbau, der aber bis 1926 nur schleppend vorankommen sollte. Mit Brupbacher und Moses Mandel wurde er 1924 in die KPS-Bildungszentrale gewählt. Mit jenen beiden bildeten die Toblers eine Gruppe, die im Hinwirken auf die soziale Revolution eigene Akzente setzte und dabei den Widerspruch zur Parteileitung, etwa was die Verfolgung von Oppositionellen in der Sowjetunion betraf, nicht scheute.²¹

17 Hans-Ulrich Jost, *Linksradikalismus in der deutschen Schweiz 1914–1918*, Bern 1973, S. 116f. *Volksrecht*, 08.05.1916, S. 4 [Toblers erstes Praxisinserat]. Adressbuch der Stadt Zürich 1916, Teil I, S. 552, und dass. von 1917, Teil I, S. 563.

18 K. Lang, *op. cit.*, S. 219–242. F. Brupbacher, *60 Jahre*, S. 188–200.

19 H.-U. Jost, *Die Altkommunisten. Linksradikalismus und Sozialismus in der Schweiz 1919–1921*, Frauenfeld 1977, S. 59–92, hier S. 65; M. Tobler, *Der revolutionäre Syndikalismus*, Zürich 1919/Berlin 1920, hier S. 6.

20 L. Gafner, *op. cit.*; F. Brupbacher, *Gestorben*, S. 88f.; *id.*, *60 Jahre*, S. 286f.

21 Sabine Hering, «Ein Soldat der Dritten Internationale. Der Beitrag der Schweizer Kommunistin Mentona Moser zur Roten Hilfe», in: *id.* et al. (Hg.), *Die Rote Hilfe. Die Geschichte der internationalen kommunistischen «Wohlfahrtsorganisation» und ihrer sozialen Aktivitäten in Deutschland (1921–1941)*, Opladen 2003, S. 211–223; Peter Stettler, *Die Kommunistische Partei der Schweiz 1921–1931*, Bern 1980, S. 124, 130, 203f., 269, 437–448.

Als formgebender Faktor seines autobiographischen Schreibens muss nebst der ideellen Kontinuität eine weitere beharrliche Angewohnheit Toblers erwähnt werden. Früh hatte er nämlich Literatur als Ausweg aus dem engen Horizont kleinbürgerlicher Erziehungsinstanzen verstanden und als Mittel für «menschliche Erziehung» propagiert. Durch James Coopers *Lederstrumpf* habe er «zum ersten Mal begriffen, was ein Held sei», und weil es «unter den Lebenden um uns herum» an solchen mangle, «ist man denn froh, wenigstens in einem Buche einen moralischen Menschen kennen zu lernen, der trotz dem noch Indianer totschießt, und das genießt man als ein Surrogat für wirkliche Ereignisse». ²² Das Lesen und Diskutieren literarischer Texte gehörte lange zum Repertoire der Gruppen, an denen er teilnahm (*Humanitas, Libertas, Schwänli* [1912–19]). ²³ Wiederholt betätigte er sich als Historiker und Schriftsteller seiner Umfelder. So blickte er 1911 auf das «Streikjahr 1906» zurück, schrieb ab Anfang 1914 einen Roman zur *Polis*-Zeit (unv.) und publizierte 1926 als Folgeroman einen Krimi, der politische Konflikte der Nachkriegzeit aufgreift. ²⁴ Anders als Brupbacher, der vom leitmotivischen ersten Satz seiner «Selbstbiographie» an – «Früh war der Junge angriffslustig.» – gerafft und einzelgängerisch die Wegpunkte von 60 Jahren abschreitet, verortet Tobler seine erste Lebenshälfte in weite historische Zusammenhänge und dehnt Situationen sprachlich aus (direkte Rede, Selbstgespräch usw). ²⁵ Die Frage dieser romanartigen Form soll nach dem Hauptteil vertieft werden.

Eine Gesellschaft der Väter

Vor den Beginn seiner persönlichen Lebenserzählung stellt Tobler eine Annäherung an seine Herkunft in einem St. Gallen zwischen traditionsbewusstem Handwerker- und Bürgertum, ausklingendem religiösen Kulturkampf und neuen sozialen Erscheinungen im Gefolge der expandierenden Textilindustrie. Dabei flicht er populäre Narrative seines Milieus (ehrsame Familiengeschichte, Stadtgründung, militärisches Heldentum) ein, um sie zu ironisieren. Er konstatiert die Auflösung der

22 M. Tobler, «Menschenerziehung», in: *Polis*, 1906 (Nr. 1), S. 20–22.

23 Protokollbücher der *Humanitas* St. Gallen 1892–1901, Staatsarchiv St. Gallen; K. Lang, *op. cit.*, S. 222–280.

24 M. Tobler, *Das Streikjahr 1906 in Zürich. Ein Stück Klassenkampf in der Schweiz*, Zürich 1911; *id.*, Manuskript «Herr Johannes», *Nachlass TC* [eigtl. «Wie Herr Johannes gebrochen wurde», vgl. Brief M. Tobler-Christingers an F. Brupbacher, 10.02.1914, *Nachlass FB*]; Peter Cabanis [Pseudonym für M. Tobler], «Das Maschinengewehr. Eine Geschichte aus der Übergangszeit», in: *Arbeiter-Illustrierte-Zeitung*, 77 Folgen, 1926.

25 F. Brupbacher, *60 Jahre*, S. 9.

engen Sinnhorizonte der tüchtigen BürgerInnen im Zuge der modernen Vernetzung von Räumen, schmälerten doch etwa die von Eisenbahnen aus der Ferne eingeführten Esswaren die Symbolkraft ihrer währschaftigen Bratwurst und trügen so «wieder ein Stück des alten Patriotismus zu Grabe».²⁶

In der Zeichnung dieses Traditionellen betont er die Macht der Familie über die Lebensläufe seiner Eltern und das geschlechtliche Machtgefälle bei ihrer Heirat: Georg, der dreissigjährige, gereiste Kaufmann, wird heiratswillig und sucht sich innerhalb der Vorgaben seiner Familie eine Frau, die ihm gefällt, erbittet und erhält die Zustimmung ihrer Eltern. Sie hingegen, zwanzigjährig, hat ihr Leben bis zur Hochzeit alleinig in Vorbereitung für die ihr zugeschriebene Hausfrauen-, Gattinnen- und Mutterrolle verbracht, und, zu Frömmigkeit und Gehorsam erzogen, kaum Ansprüche zur selbständigen Positionsnahme entwickelt; «dankbar [...], wenn sie sich über etwas schönes hätte freuen können», wagte sie «nicht zu denken, das man das verlangen dürfe». Die dafür verantwortliche Erziehung kritisiert Tobler implizit als gezielte Vergabe und Vorenthaltung von persönlichen Lebenschancen und damit als perfides Verbrechen an potentiell selbstbestimmten Menschenleben. Als Anschauungsmaterial für seine Sozialkritik liefert er biographische Porträts von vielen Verwandten, die auch einen kontrastbildenden Hintergrund für seinen Lebensweg abgeben.²⁷

In Erzählung seiner Kindheit stellt er den fröhlichen Alltag im Umfeld der Mutter in Kontrast zum «allerwichtigste[n] und gleichzeitig mysteriöseste[n] im ganzen Hause», dem Geschäft des Vaters. Obwohl es dort nur schon «verboten war[,] Gespräche zu führen», hätten er und seine Geschwister es bei Gelegenheit als Spielterrain genutzt. Erwachsener Konformität stellt Tobler so einen kindlichen Hang zum Spiel und zur Neuaushandlung sozialer Normen positiv gegenüber. Als Eigenleistung betont er die Überwindung seiner herkunftsbedingten Abgrenzung zu anderen sozialen Gruppen in der Grundschule, die er anhand einer Freundschaft zu einem Arbeitersohn illustriert, dem er beim Brennholzsammeln half. Auf ein «sehr ernstlich[es]» Verbot solcher Kontakte durch den Vater habe Tobler aber nur aufgehört, zu Hause davon zu erzählen. Mit dieser Verbrüderung wird auch eine frühe Absetzung vom Einfluss des Vaters konstatiert. Eine Lehre zum Eintritt in das väterliche Geschäft habe Tobler «entschieden» abgelehnt.²⁸

26 M. Tobler, *Typoskript*, S. 1–11, hier S. 6.

27 *op. cit.*, S. 1–7, 22–24, 58f., hier S. 5.

28 *op. cit.*, S. 12–29, hier S. 12, 25, 29.

Ab 1889 besuchte er die Kantonsschule St. Gallen. Sein Zugang zu neuen Umfeldern führt er auf drei neue Mitschüler zurück. Ihrer Überredungskunst verdankte er den Beitritt zum abstinenten Mittelschülerverein *Humanitas*. Seine ersten Besuche an dessen Versammlungen gibt er als intellektuelle Initialzündung zu verstehen. Aus der Vereinsbibliothek habe er Ernst Haeckels *Natürliche Schöpfungsgeschichte* ausgeliehen und sie heimlich vor dem Schlafen gelesen. Ein Erfolgserlebnis: «Meine neuen Kenntnisse machten mich stolz wie einen Eroberer.» In Rekonstruktion der Freundschaft zu den dreien ruft er ein «Wir» hervor, das sich auf Spaziergängen und Wanderungen eine eigene, mit Neugierde an moderner Philosophie und Naturwissenschaft angefüllte Erlebniswelt schuf, gegen die der Unterricht oft als «reiner Zeitverlust mit Langeweile» und die Lehrer als altmodische Spiesser erschienen. Ohnehin seien die meisten Lehrer für «die Schüler als Menschen bedeutungslos, vorausgesetzt, dass sie nicht zur Entwicklung der Protesteigenschaften von Wichtigkeit werden».²⁹

Als individuelle Protest- oder Ablenkungsform schildert Tobler die gezielte Flucht in romantisch-erotische Fantasien, spricht direkt vom «Ausbau meines Harems. [...] Alle hübschen Mädchen meiner Bekanntschaft wurden allmählich eingefangen.» Er sieht sich berechtigt, sie als Regisseur in seiner Fantasie zu arrangieren, reflektiert aber, dass es sich dabei nur um seine Projektionen handle, deren er bedurfte, weil er sich lange kaum getraut habe, Mädchen anzusprechen.³⁰ Tobler stellt so – im Einklang mit dem Sexualreformbestreben seiner Freunde – Sexualität als ‘natürliches’ Bedürfnis dar und distanziert sich von der Doppelmoral politischer Saubermänner.³¹ Zugleich wertet er das, was von einem bürgerlich-utilitaristischen Standpunkt abschätzig als Tagträumerei bezeichnet würde, zum kreativen Akt auf, der eine eigene Realität erschafft und deshalb legitim und sinnvoll sei.

Gegenüber seinem Vater, der «die übliche Untugend der Väter[,] befehlen zu wollen» besessen und diese auch einige Male mit Prügeln durchgesetzt habe, habe er seine neuen Erfahrungen geheimgehalten: «Ich suchte immer nach einem Gesprächsstoff, der möglichst unpersönlich war und trotzdem wurde jedes längere Zusammensein peinlich.» Der Konflikt habe sich zugespitzt, je mehr Familienrituale (Sonntagsspaziergang) mit dem neuen Umfeld in Konkurrenz gerieten, worauf der

29 Zu den unbeliebten Lehrern gehörte der Historiker Johannes Dierauer: «Wir [...] hätten im Geschichtsunterricht aber gern etwas mehr als nur Daten gehabt.» *op. cit.*, S. 29–39, hier S. 30f., 39.

30 *op. cit.*, S. 32, 48–53, hier S. 32.

31 L. Gafner, *op. cit.*, S. 41–43.

Vater ihm die Vereinsmitgliedschaft verbot. Gekränkt habe Tobler sich ein Jahr lang daran gehalten, doch als er wieder eintrat, folgte eine neue Aussprache:

«Du kannst dir ungeheuer Schaden für später verursachen, wenn du solche extravagante Gewohnheiten annimmst. Da schliesst man sich selbst aus vielen Gesellschaftskreisen aus und wenn es sich einmal darum handelt, irgendwo angestellt zu werden, so sagen sich die Leute, einen Menschen, der sich so sonderbar aufführt, wollen sie nicht, auch wenn er sonst tüchtig ist. [...] [Wenn] man glaubt, man könne sich über alles hinwegsetzen, dann wird man ein Sonderling [...] [Ich erlaube den Beitritt, aber du musst] mir versprechen, dass du kein Sozialdemokrat und kein Sonderling wirst.» Ich hätte beinahe respektlos gelacht [...]. Konnte man denn überhaupt so etwas versprechen? Das hing doch nicht von mir selbst ab; aber wenn er es wollte, da konnte ich doch eine Redensart vorbringen. [...] Also sagte ich leichthin: «Nein nein, ich werde kein Sonderling». Daraufhin fand ich den Weg zur Türe und draussen schüttelte ich mich wie ein Hund, der aus dem Bade kommt. Es wurde mir ganz leicht, und es war mir, als ob Wasser nach allen Seiten spritze.³²

Diese Stigmatisierung impliziert Tobler – mit dem Hinweis, dass Freundeskreise des Vaters Sozialdemokraten argwöhnisch beobachteten – als mitkonstituierend für einen Lebensentwurf in Abgrenzung zum Vater.³³ Spätere Begegnungen mit anderen Autoritätspersonen (Schulleiter, Polizisten, Professoren; anfangs auch Brupbacher) ähneln in ihrer Konstruktion obigem Gespräch: Immer versucht Tobler über das Hochspielen von beruflicher Zuversicht Distanz zu wahren, weil er sich Widerspruch nicht zutraut. So wird die Deutung suggeriert, dass aus sozialen Autoritäten immer auch der persönliche Vater als erste repressiv-konditionierende Sozialisationsinstanz spreche.³⁴ Hier zeigen sich Affinitäten zur Psychoanalyse. Von Brupbacher war sie, nachdem er 1896 während seines Studiums auf Sigmund Freud aufmerksam geworden war, als «anarchistische Schule» begrüsst worden.³⁵ Seit dem Medizinstudium selbst in psychologischer Theoriebildung tätig, scheint Tobler sich vertiefter mit ihr auseinandergesetzt und sie in sein bisheriges Denken integriert zu haben.³⁶ Dass die Macht der ‘Väter’ aber auch kollektiv und praktisch infrage gestellt werden kann, sei ihm anhand des Streiks bei

32 M. Tobler, *op. cit.*, S. 39–44, hier S. 39f., 44.

33 *op. cit.*, S. 43–44. Vgl. Markus Bürgi, «Antisozialismus in Zürich im ausgehenden 19. Jahrhundert», in: Michel Caillat et al. (Hg.), *Histoire(s) de l'anticommunisme en Suisse. Geschichte(n) des Antikommunismus in der Schweiz*, Zürich 2008, S. 61–82.

34 M. Tobler, *op. cit.*, S. 66, 131.

35 F. Brupbacher, *60 Jahre*, S. 45. *id.*, «Psychologische Glossen», in: *Polis*, 1908 (Nr. 2), S. 22.

36 In der Korrespondenz im *Nachlass TC* ist sie eher beiläufig präsent. Minna verglich in James' (*1914) Kindheit dessen Verhalten mit dem Ödipuskomplex: M. Tobler-

der Nordostbahn am 11./12. März 1897 aufgefallen.³⁷ Am Abend des 11. sei zum Treffen im Vereinslokal

einer nach dem andern in grosser Erregung herein[gestürzt]. «Streiken sie?» – «Ja sie streiken!» – «Hurra, sie streiken!» [...] der Vater hatte beim Essen mit Entrüstung geäussert: «Das hätte gerade noch gefehlt, dass ein solcher Skandal ausbräche.» Jetzt war ich überzeugt, dass der Streik etwas schönes, edles sei. Es war der erste Streik, um den ich mich überhaupt kümmerte; aber ich fragte mit keinem Wort nach seiner Veranlassung, [...] freute mich aber so recht von Herzensgrund über die Unordnung, die da in Zürich entstehen musste. [...] [Wie] das die Väter aufregen musste. [...] Wir malten uns in den lebendigsten Farben aus, wie sie im Geschäft gestört wurden [...]. Den ganzen Tag war nicht ein einziger Zug [...] ein oder ausgefahren. Der Bundesrat wolle intervenieren [...]. «Bravo die Eisenbahner.» schrien wir von allen Seiten. Die zeigten es den Vätern dort unten.³⁸

Gründe des Streiks werden auch später nicht genannt. Toblers Aufmerksamkeit gilt dem Bruch mit den herrschenden Befehlsketten und Verhaltensweisen: Der Streik ist «schön», weil ArbeiterInnen damit die Gesellschaft der 'Väter' ausser Kraft setzen und ihr gesellschaftsveränderndes Potential durch seine *Umsetzung* für sich wie für andere *erst richtig begreifbar machen*. So ist die Schilderung als intuitive Veranlagung zu damals noch ungekannten syndikalistischen Emanzipationsideen konzipiert.

Seine drei engsten Freunde nennt Tobler nur mit Vornamen, doch anhand seiner Beschreibungen liessen sich die betreffenden Personen genau bestimmen. Wir finden mit August Egger, Heinrich Mösch und Alfred Schlenker (in der Reihenfolge) einen erfolgreichen Juristen und Rektor der Universität Zürich, einen Arzt und einen Zahnarzt und Komponisten.³⁹ Auf ihre weiteren Lebenswege geht Tobler nur insofern ein, als er ihre Studienrichtungen nennt. Anders als Brupbacher, der seine «nur im stillen Kämmerlein sich gegen die Spiesserwelt» empörenden Jugendfreunde als unbelehrbare «Spiessbürgerembryonen» erinnert, bewertet er sie nicht, sondern holt gemeinsame Vorstellungswelten erst

Christinger, «Tagebuch von James», Nachlass Minna Tobler-Christinger, ZB Zürich, Handschriftenabteilung.

37 Die 5000 Streikenden errangen Kollektivverträge und bessere Arbeitsbedingungen. Sie stärkten die Befürworter einer Verstaatlichung der NOB, die 1898 vom männlichen Stimmvolk angenommen wurde. Hans-Peter Bärtschi, «Schweizerische Nordostbahn (NOB)», in: HLS, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D42011.php> (16.05.2012).

38 M. Tobler, *op. cit.*, S. 54.

39 *op. cit.*, S. 33–37, 57; Schülerverzeichnis Kantonsschule St. Gallen 1889–1896, *StASG*; Verena Stadler-Labhart, «Egger, August», in: HLS, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D15806.php> (15.03.2013); Roland Stark, *Pflicht und Passion. Die Freundschaft zwischen Hermann Hesse und Alfred Schlenker*, Gaienhofen 2010.

einmal hervor.⁴⁰ Er zeichnet eine Prägung, in der individuelle Erfahrung von Bevormundung durch Eltern, Vormundschaften und Lehrer, sowie durch Religion und Kirche in einen kollektiven antiautoritären Standpunkt umschlagen, 'alles' in Frage stellen zu dürfen. Einem konservativen Schüler habe Egger einst entgegnet, «er halte es für eine herrliche Anmassung der Jugend, dass ihr die höchsten Probleme eben hoch genug seien [...] und sie sich nicht mehr am Gängelband der Schule halten lasse. Ihr höchstes Verdienst sei der Mut zu Fehlern und zur Frechheit: [...] die Kühnheit, auch alle lebendigen Fragen der Neuzeit aufzugreifen.»⁴¹ Solche Aussagen dürften von arrivierten Bürgerlichen kaum mehr in der Form erinnert werden.⁴² In Eggers Autobiographie, die vor der Gymnasialzeit abbricht, ist jedenfalls von Rebellion keine Rede, vielmehr verortet er sich in einer für «das Schweizervolk» angeblich typischen Gesellschaft ohne Konflikte. Seine Prägung verdanke er dem von seinen Eltern peinlich gehüteten «Familienidyll» und dem katholischen Glauben.⁴³ Toblers Rekonstruktion der *Humanitas* kontrastiert noch mehr mit den reaktionären Wendungen, die einige Mitglieder in Toblers Schreibgegenwart vollzogen hatten; etwa sein Freund Max Ruth, der als Staatsanwalt und ab 1920 als Jurist im Polizeidepartement wirkte, oder der auch hier als Vereinsinitiator genannte Ernst Rüdin, der mittlerweile ein führender Verfechter von Eugenik und Rassenhygiene war und später Nationalsozialist wurde.⁴⁴ Die Interpretation eines Generationenkonflikts, die Tobler hier anbietet, taucht in der Forschung zur Abstinenzbewegung bisher nicht auf und dürfte sie bereichern.⁴⁵

40 F. Brupbacher, *60 Jahre*, S. 76f.

41 M. Tobler, *op. cit.*, S. 56.

42 Ein weiterer Jugendfreund Toblers schrieb als alt Nationalrat der Demokraten alleinig politische Geschichte im engen Sinne: Otto Weber, *Aus St. gallischer Geschichte seit 1890. Persönliche Erinnerungen*, Bazenheid 1933.

43 Über den bezieht er sich auch positiv auf Jacob Lorenz, einen früheren Weggefährten Toblers, der sich nach dem Ersten Weltkrieg aus Enttäuschung über die SPen weit nach rechts gewandt hatte. August Egger, *Autobiographie* [unv. Typoskript, geschr. nach dem Zweiten Weltkrieg], hier S. 4, 21, Nachlass August Egger, ZB Zürich, Handschriftenabteilung; Markus Zürcher, «Jacob Lorenz. Vom Sozialisten zum Korporationentheoretiker», in: Aram Mattioli (Hg.), *Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939*, Zürich 1995, S. 219–238.

44 H.-U. Jost, *Die reaktionäre Avantgarde. Die Geburt der neuen Rechten in der Schweiz*, Zürich 1992, S. 104–106; Patrick Kury, «Ruth, Max», in: HLS, <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D49106.php> (15.03.2013).

45 Vgl. Rolf Trechsel, *Die Geschichte der Abstinenzbewegung in der Schweiz im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Lausanne 1990, insb. S. 73–85; Urs Germann, «Alkoholfrage» und Eugenik. Auguste Forel und der eugenische Diskurs in der Schweiz», in: *Traverse*, 1997 (Nr. 1), S. 144–154.

Die Wissenschaft als Schneckenhaus

Nach der Matur sei Tobler vor einer ungewissen Lebensperspektive gestanden, trotz dem überaus selbstbewussten Ziel, berühmt zu werden. Hinter seiner Sprachlehrausbildung stehe sein Wunsch nach ökonomischer Selbständigkeit und einer Reise nach England oder sogar nach Indien; Hauptsache «möglichst bald [...] möglichst weit fort». Auf Bewerbungen hin sei aber nur aus Cressier eine Antwort eingetroffen. Er erinnert gemischte Gefühle, die den Antritt der Stellung an der Handelsschule begleiteten. Nach erfolglosen Versuchen, sich mit Schülern zu befreunden, habe er sich angesichts zunehmender Deprimierung – und ermuntert durch ein finanzielles Hilfsangebot Ruths – doch dazu durchgerungen, den Vater um ein Darlehen für ein Studium zu bitten. Dieser entsprach der Bitte. Den Wunsch begründet Tobler teils mit wissenschaftlicher Neugierde, teils als Flucht aus den Treitmühlen der Arbeitswelt: «Keine Grammatik mehr, kein kaufmännisches Rechnen und keine Handelskorrespondenz.»⁴⁶

Im Winter 1897 immatrikulierte er sich in Genf. Im «stolze[n] Bewusstsein», dazuzugehören, habe er es genossen, die Studierenden zu beobachten, besonders die Russinnen, gegenüber denen der «Normal-schweizerstudent eine Verachtung und Grobheit» an den Tag gelegt habe.⁴⁷ Beim Botaniker Robert Chodat habe er sich für dessen Verständnis einer «reine[n] Wissenschaft», eines «leidenschaftliche[n] Forschen[s] nach der Wahrheit» begeistert, und sich in dem Sinne für Zoologie entschieden. Bald vermerkt er aber Zweifel, ob diese Wissenschaft mehr sei als eine Legitimation seiner Unlust an der Erwerbsarbeit. Als solche liesse sie sich jedem «soliden Menschen schweizerischer Herkunft» gegenüber selbstsicher vertreten, aber «wenn man nun ganz still mit sich selber sprach? Man war doch kein solcher solider Schweizermensch, trotz allem Vater. Man war ein philosophischer Mensch. [...] Ich konnte doch nicht

46 M. Tobler, *op. cit.*, S. 57–71, hier S. 57, 71.

47 Frauen aus Russland machten seit der Einführung des Frauenstudiums 1864 an allen Schweizer Universitäten die Mehrheit der Studentinnen aus (im Genfer Semester 1897/98 113 von 164 Frauen (3 Schweizerinnen) bei 762 Studierenden). Trotz zunehmender Konkurrenzklagen durch Schweizer Kommilitonen und nervöser Zeitungsartikel über politische Aktivitäten einiger RussInnen entstanden Beziehungen zur Bevölkerung. Linke fanden die politisierten Frauen anziehend und einige verheirateten sich mit einer (u.a. Brupbacher, Grimm, Platten). Tikhonov, Natalia, *La quête du savoir. Etudiantes de l'Empire russe dans les universités suisses (1864–1920)*, [unvl. Diss. Uni Genf 2004, Universitätsarchiv Bern], S.174–188, 463–475, 598; Daniela Neumann, *Studentinnen aus dem Russischen Reich in der Schweiz (1867–1914)*, Zürich 1987, S. 168–182.

wie Professoren mich [...] einer Wissenschaft unterwerfen und dann herzensruhig am Karren schieben.»⁴⁸

Auf einer Exkursion sei es ihm gelungen, sich einer russischen Komilitonin namens Nadežda anzunähern (Nachname unbekannt). Die entstehende Freundschaft hielt sie aber nicht davon ab, als Ärztin nach Russland zurückzukehren: «Die Revolution kommt und wer [...] [dazu beiträgt] ist ein nützlicher Mensch und sollte glücklich sein.» Ihre Gegenfrage, wieso er sich als derart kritischer Mensch nicht mit sozialem Elend beschäftige, habe ihm eigene Widersprüche aufgezeigt:

Ich bin für die Lebensfreude, und für die grossen Ideen bin ich auch. Und steckt in der Zoologie neben den Bandwürmern eben immer noch ein Stück der grossen Idee. [...] Aber wenn Nadjeschda dann die Frage stellt, ob dieses Stück Wahrheit so erhaben sei, dass daneben das Elend der Menschen bestehen dürfe, ja dann ... [...] [Sollte ich stattdessen] aus Moral zu einer Revolution stehen, die ich nicht kommen sah, oder sollte ich die Frau suchen, die noch erhabener war als Nadjeschda?⁴⁹

In einem Anfall solcher Selbstzweifel habe er einst sein Tagebuch verbrannt: «Alles was darin geschrieben stand, war im Ziel so widerspruchsvoll und literarisch schlecht.»⁵⁰ So reflektiert er den Beginn einer Suche nach einer sozialen Position, die Moral, Beruf, persönliche (Sexual-)Bedürfnisse und intellektuelle Eitelkeit nicht als getrennte Bereiche festlegt, sondern eine gewisse Übereinstimmung unter ihnen ermöglicht. Diese Suche stellt m.E. den Kern seiner Ich-Synthese dar. Sie wird aus einer Gegenwart erinnern, in der er sich zumindest ihr gegenüber am Ziel wähnt (nach der *Volksrecht-Zeit* vielleicht zum zweiten Mal).

Auffallend knapp (2 Seiten) geht Tobler auf sein Studienjahr in Würzburg ein. Nachdem er dort vor den Verbindungsstudenten auf einsame Spaziergänge geflüchtet sei und keine Beziehungen zu anderen Menschen zu knüpfen vermocht habe, kehrte er nach Zürich zurück. Das Dissertationsvorhaben bei Arnold Lang, einem Schüler Haeckels, erzählt er als letztes Aufbäumen seiner Ambitionen als Naturwissenschaftler. Er habe grosses Interesse an Grundlagenforschung zur Genetik bekundet, erhielt aber die anatomische Untersuchung einer neuseeländischen Nacktschnecke angeboten. Trotz der Empörung darüber habe er Lang nicht zu widersprechen gewagt und den Vorschlag als begrenzten Arbeitsaufwand, der sich in seiner Irrelevanz dem Bürger «geradezu tragikomisch hinstellen» liess, angenommen. Tobler verabschiedet so den

48 M. Tobler, *op. cit.*, S. 71–77, hier S. 72f., 75–77.

49 *op. cit.*, S. 79–92, hier S. 90–92.

50 *op. cit.*, S. 92.

heroischen Selbstentwurf des 'reinen Wissenschaftlers' und ersetzt ihn durch den eines Antihelden, der ernüchtert feststellt: «Viele Stunden habe ich mich jeden Tag mit der Schnecke beschäftigt, aber mein Herz gehörte ihr nicht.»⁵¹

Ähnlich den Stellen zur *Humanitas* folgen hier ausgiebige Szenen aus dem Leben ihres akademischen Pendants, der *Libertas*, und aus dem *Café Metropol*, einem Treffpunkt randständiger Studenten. Tobler bildet ein *Libertas*-Treffen nach, an dem Vertreter verschiedener wissenschaftlich-weltanschaulicher Richtungen (Nihilismus, Sozialismus, Rassenhygiene, Theologie) miteinander in Streit geraten, ohne dass er sich für eine Seite begeistern kann. Die Zeichnung der Jugendrevolte führt er in Porträts vieler Freunde fort, darunter Johannes Widmer, Ulrich Züricher und der damalige *Libertas*-Präsident Hermann Balsiger, der «auch [...] in der Kleinbürgergesellschaft, der er entstammte, nicht leben konnte». Die Suche nach moralisch-handlungsmässiger Kongruenz stellt Tobler als kollektives Bedürfnis dar, das im verrauchten *Metropol* noch spätnachts für abgeklärte Gespräche sorgt: «Alle schienen dort einen Lebenszweck zu suchen und nicht zu finden».⁵²

Komplikationen, Falltüren und Auswege

Als Erzählstrang greift er die Suche nach einer möglichen Liebespartnerin wieder auf, und zwar im Umfeld von Gesprächen «über die Frauenemanzipation, die mir so selbstverständlich erschien, dass sie mich gar nicht interessierte».⁵³ Den Vermerk formuliert er in einer Gegenwart, in der auch Kommunisten der Aufbrechung von patriarchalen Verhältnissen meist indifferent oder ablehnend gegenüberstehen, wogegen seine Frau, Moser und Brupbacher fortwährend ankämpfen – auch weil die 1922 begonnene Kampagne für straffreien Schwangerschaftsabbruch von der KPS nur halbherzige Unterstützung erhält.⁵⁴ Mit der Freundschaft

51 *op. cit.*, S. 93–98, hier S. 97f.

52 *op. cit.*, S. 98–109, 117f., hier S. 117, 100. Zu Kaffeehäusern als Treffpunkten vgl. Ulrich Linse, «Libertäre und theosophische Strömungen», in: Sabine Haupt et al. (Hg.), *Handbuch Fin de Siècle*, Stuttgart 2008, S. 218–237. Zum Biertisch und den realen Eliten: Lynn Blattmann, «Lasst uns den Eid des neuen Bundes schwören ...», Schweizerische Studentenverbindungen als Männerbünde 1870–1914», in: Thomas Kühne (Hg.), *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*, Frankfurt am Main 1996, S. 119–135.

53 M. Tobler, *op. cit.*, S. 118.

54 Bezeichnend war der geringe Frauenanteil der KPS (1921: 15,4% = 1000, sinkend), die parteiinterne Arbeitsteilung und die politische Ausrichtung auf den Betrieb (im Gegensatz zum Haus), die durch die «Bolschewisierung» der Partei (= u.a. Umbau auf Betriebszellen) noch zuspitzt wurde. Die Gegenargumentation Tobler-Christingers (explizit im

und unglücklichen Liebe zur Malerin Anna Haag erinnert Tobler nun eine Erfahrung, die er schon in der *Polis* für einen Geltungsverlust seiner früheren Prägung verantwortlich gemacht hatte.⁵⁵ Der beinahe mittellos in Zürich wohnenden Wienerin habe er sich über das Ausleihen von Büchern angenähert. Ihre Offenlegung, dass sie in Hunger lebe, habe er «wie einen Schlag gegen den Kopf» empfunden. Dass sie seine Wohltätigkeit als Eingriff in ihre Autonomie ausschlug und ihm dazu noch vorwarf, als wohlbehütetes «Kind» ohnehin wenig von Elend, Mut und Freude zu verstehen, ergibt den komplexen Gedankengang, aus dem Tobler eine tiefe Verunsicherung über Sinn und Richtung der eigenen Biographie herleitet:

Meine Psychologie zerfiel in einige ganz getrennte Stücke [...]. Da war zunächst dieser naturwissenschaftliche Teil, der zwar viel Zeit beanspruchte, [...] aber immer blasser wurde. Dann kam der philosophische Teil mit dem Suchen nach einem besseren Lebenszweck, der aber im Metropol auf ein totes Geleise gekommen war. Am stärksten aber beschäftigte mich zur Zeit die Sorge um Anna und das Bemühen, [...] [dass sie] mich liebte. Und in all das schlug dann plötzlich wieder der Gedanke hinein, dass ich mich ja für den Gelderwerb vorbereiten müsse, [...] [was für meine Familie] die Hauptsache bedeute. Diese Einzelteile [...] stiessen einander direkt ab [...] [so dass ich] überall ein sehr verschlossener Mensch war, der wenig redete, um nicht die gefährlichen Gebiete zu berühren. Und nun kamen noch die Sozialisten.⁵⁶

Statt der angestrebten Übereinstimmung von Moral und Handeln breitet er hier deren Unvereinbarkeit aus und kündigt im letzten dieser Sätze den Beginn seines Lösungsweges an.

Tobler rekapituliert, dass sein in der Kindheit in Abgrenzung zum Vater geleistetes Bekenntnis zur Sozialdemokratie im Laufe der Zeit verblasst sei. Das habe erst der in *Libertas*-Kreisen bekannte und umstrittene Brupbacher zu ändern vermocht: Mit der Herausgabe des Kampfblattes *Die Junge Schweiz* überraschte er alle in Toblers Freundeskreis, weil er «überhaupt etwas unternahm und dazu noch vor der Öffentlichkeit». Die Annäherung an ihn bei Besuchen an der Privatanstalt Kilchberg, wo jener als leitender Arzt wirkte, schildert er als nur zögerliches Abrücken von seiner üblichen Distanzwahrung ge-

Sommer 1924!) weist grosse gedankliche Übereinstimmung mit Toblers Autobiographie auf. L. Gafner, *op. cit.*, S. 147–157.

55 Auch da führt er die Verdrängung schöngeistiger Ideale durch eine neue Wahrnehmung von sozialer Ungerechtigkeit auf die Begegnung mit einer klassenbewussten Frau zurück und folgert: Nur durch ein Sich-Einlassen auf die Weltsicht von Frauen könnten Männer eine durch kleinbürgerliche Erziehung «von früh auf abgetötet[e]» Emotionalität wiedergewinnen und «ungeahnte Horizonte» entdecken. M. Tobler, *Menschenziehung*.

56 M. Tobler, *Typoskript*, S. 118–125, hier S. 121f., 125.

genüber Männern: «[Ich] war sehr vorsichtig und [...] redete meist über die Schnecke und den Darwinismus, was ihn gar nicht interessierte. Er wollte über Literatur oder Sozialismus diskutieren, tönnte auch etwas Erotik an und wusste immer so viel mehr als ich [...]. Gott, was er alles schon gelesen hatte!» Diese Begegnung und Haags Bewunderung für den sozialdemokratischen Arzt erinnert Tobler als Antriebsmoment zu neuen Lebensplänen: Einsatz seines Wissens gegen den auch in der Sozialdemokratie kursierenden Sozialdarwinismus und autodidaktisches Studium der Nationalökonomie, um sich «richtig ins Treiben der Menschen ein[zumischen].»⁵⁷

Den Forschungsaufenthalt in Neapel, der ihm nach dem Examen 1901 durch ein eidgenössisches Stipendium zufiel, rekonstruiert er als Ferienzeit. Zuvor erzählt er aber eine Episode aus dem politischen Suchprozess seiner männlichen Freunde. An einer konspirativ einberufenen Versammlung habe Balsiger vorgeschlagen, «einen Orden», eine «geheime [...] Schule der Jugend für die Lehren des Sozialismus» zu gründen, um so «für unser [geistig] armes, kleines Vaterland etwas zu leisten. Dieser patriotische Ton», meint Tobler, «war derart unerwartet in unserm Kreise, dass ich trotz der allgemeinen Ergriffenheit nicht wusste, ob ich laut lachen sollte.» Die Begeisterung der Anwesenden sei aber ermattet, sobald sie sich zu konkreten Schritten – die noch dazu Stellung und Karriere gefährden konnten – hätten verpflichten sollen.⁵⁸ So habe er das Vorhaben als lächerlich empfunden und sich seine Reise als Abschied von einer Zeit vorgestellt, «in der ich viel gesucht und wenig gefunden hatte.» Er demonstriert an sich selbst die Inkonsequenz eines Rebellen-tums, das den Gemeinschafts- und Sexualvorstellungen der ‘Väter’ verhaftet bleibt. Wegen ihrer Armut sei Schmutz auf Haags Kleidung unvermeidbar, aber

ich war nun einmal so kleinbürgerlich erzogen, dass Flecke mich stören konnten [...] und ich stellte mir eine Frau vor in blendend weisser Wäsche. Spiesser bleibt Spiesser, mein Lieber, nimmt Geld von seinem Vater und schreibt kleine Artikel [...] für Brupbachers Zeitschrift. Hilft einen geheimen Orden gründen um sein Vaterland zu retten und lässt sich von einer patriotisch abgestimmten Rede rühren. So war jene Welt, die sich von einem [...] Oelfleck stören liess. Aber das war ein Schnellzug und [...] [ich] entfernte mich in rasender Eile von jener Welt. [...] Die Räder gingen Ramdada, ramdada. [...] Fort, fort, fort –.—.. in meinem Koffer lagen sozialistische Bücher.⁵⁹

57 *op. cit.*, S. 125a–135, hier S. 125b–c, 135. Zur *Jungen Schweiz* vgl. K. Lang, *op. cit.*, S. 34–40.

58 Die Problematik spiegelt sich (mit Widmer als Hauptfigur!) auch im *Polis*-Roman (vgl. Anm. 23).

59 *op. cit.*, S. 135–142, hier S. 137f., 141f.

Damit kündigt Tobler erste Distanzierung von seinen Freunden an. Vor seiner Schreibgegenwart hatten allerdings Widmer (Lehrer) und Züricher (Künstler/Lehrer) noch als Redaktoren der *Polis* gewirkt, Balsiger war als SPS-Mitglied in der Verwaltung und der Politik aufgestiegen und 1909–1917 mit Moser verheiratet.⁶⁰ Nach der Scheidung – offenbar hatten auch auseinandergelungene Bewertungen der SPS und des Bolschewismus zur Entzweiung geführt – wurde er Oberrichter.⁶¹

Auf Langs Vermittlung erhielt Tobler 1901 eine Assistenzstelle an der Universität Giessen angeboten, die er als Gelegenheit für ein autodidaktisches Marx-Studium annahm. Mit Administrativem betraut und in der Freizeit lesend, habe er ruhig dahingelebt, bis ein Universitätsfest sein Bild des Wissenschaftsbetriebs noch verschlechterte. Nachdem er dort als Abstinenz, von trinkenden Akademikern umgeben, zu einem gemeinsamen Hoch auf den hessischen Grossherzog aufgefordert wird und dieses «mit einem tiefen Erröten der Scham» mitmacht, kommt er sich vor «wie ein Verbannter, der unter ganz gleichgültigen Menschen lebt, nur dass mir das Heimweh fehlte, das zu einer richtigen Verbannung gehört.»⁶²

Vor dem Hintergrund entwickelt Tobler sein Verlassen von Giessen und den Entscheid zur Englandreise 1902 als Lossagung von der Zoologie und von den bisher vordergründig noch befolgten Karriereerwartungen seines Vaters. Die Reise in das Zentrum der industrialisierten Welt erzählt er als Experiment, von dem er sich – mit Marx und der dortigen Arbeiterbewegung als Referenz – Aufklärung über neue soziale Wirkungsfelder versprach. Trotz der Erwartungshaltung habe er von der Arbeiterbewegung wenig gesehen und auch nach der Marx-Lektüre nicht begriffen, «wie man die Wirklichkeit studiert». Die Schwierigkeit von Theoriebildung und der Eindruck, dass Marx ohnehin kaum, und Autoren wie Tolstoi oder Ruskin in der bürgerlichen Gesellschaft entpolitisiert gelesen würden, wiesen in eine andere Richtung: «Es wunderte mich, wie man wohl eine Zeitung für Arbeiter schreiben könnte». Dies umso mehr, als sich das eigens nach England abonnierte *Volksrecht* von den «herzlich langweilig[en]» englischen Arbeiterzeitungen kaum unter-

60 Nino Kühnis, *Wir. Selbstwahrnehmung und -darstellung der deutschsprachigen anarchistischen Presse der Schweiz 1885–1914* [unv. Liz. Uni Zürich 2007, ZB Zürich], S. 137; Regula Zürcher Meuwly, *Frauen für die Volksgesundheit. Eine komparative Untersuchung der «Alkoholfrage» in der Schweiz anhand der Leitbegriffe Geschlecht, Gesellschaft und Gesundheit (1860–1940)* [Diss. Uni Basel 2010, UB Basel], Anhang, S. 221, 225.

61 Mosers Autobiographie behandelt die Ehe kaum, ihr Enkel gewährt aber Einblicke: Robert Balsiger, «Nachwort», in: Mentona Moser, *Ich habe gelebt*, Zürich 1986, S. 259–298, hier S. 288–290.

62 M. Tobler, *op. cit.*, S. 143–152, hier S. 149, 151.

schieden habe. Den Entscheid zum Sich-Einmischen in die Zürcher Arbeiterbewegung stellt Tobler auch mit der Aufgabe früherer Reisepläne nach Indien in Zusammenhang. Seine Zeit als Lehrer an einer Privatschule in der Nähe des Militärhafens Portsmouth, an der Gebet und Prügelstrafe zur Tagesordnung gehört hätten («die Eltern wollten es offenbar so»), bildet die Erfahrung, die den exotischen Reiz des Kolonialreiches zerstört: Man sähe «sicher schon in Singapoore den unverfälschten Spiesser[,] [...] wenn man ins Land eindrange, so ständen Handelsleute da [...] und wenn man sich dann doch einmal mit ihnen einlassen soll, dann in der lieben Heimat, wo man sie am besten kennt und verachtet.»⁶³

In dieser Darstellung der intellektuellen und sozialen Interaktionsbedürfnisse, die ihn 1904 in die Führungsriege der Zürcher Arbeiterbewegung katapultieren sollten, endet Toblers Text. Nach Brupbacher lebte er von da an «seine ganze Zeit und seine ganze Persönlichkeit in die Zeitung und in die Bewegung hinein.»⁶⁴ In der konfliktreichen Zeit verdoppelte das *Volksrecht* fast seine Auflage (1904: 5700 Ex., 1910: >10 000).⁶⁵

Fazit

In seiner Autobiographie dokumentiert Tobler die Entwicklung einer Grundhaltung, die er seit seinem Eintritt in die Politik 1904 und auch während des Ersten Weltkriegs als konsequent durchgehaltene kennt. Er liefert einem Publikum, das ihn in erster Linie als öffentlichen Akteur erfahren hat, eine romanartige Vorgeschichte, die in seinem kleinbürgerlichen Herkunftsmilieu in St. Gallen beginnt. Er erinnert von sich und seinen Freunden im Umfeld der *Humanitas* eine Rebellionszeit, in der sie in Abgrenzung zu ihren Vätern mit der Arbeiterbewegung sympathisieren. Als Faktoren seines beginnenden Alleingangs nennt er den abschreckenden Einfluss seines Vaters und die besondere Wirkung, die seine Mutter und andere Frauen auf ihn ausübten.⁶⁶ Im Umfeld der

63 Zugleich verweist er hier auf seine Beschäftigung mit Imperialismus, über den er von den 1900ern an und in den 1920ern verstärkt referierte. *Op. cit.*, S. 152–172, hier S. 161f., 164f., 171; Karin Huser, *Bildungsort, Männerhort, politischer Kampfverein. Der deutsche Arbeiterverein «Eintracht Zürich» (1840–1916)*, Zürich 2012, S. 225; F. Brupbacher, *Gestorben*, Sp. 88.

64 *id.*, Faltblatt.

65 Ulrich Frei, *Ein toter Baum aus dem Bannwald der Demokratie. Das Volksrecht 1898–1973*, Zürich 1987, S. 109–111.

66 Brupbacher notierte, dass Tobler unter dem Eindruck seiner Mutter und Anna Haags «den Kampf führen wollte»: «vor Frauen war er immer am lebendigsten. Zu Männern,

Libertas gerät die Rebellion seiner Freunde, die in Aussicht auf sozialen Aufstieg den Verlockungen der Gesellschaft ihrer Väter ausgesetzt sind, ins Trudeln. Diese Beschränkungen macht Tobler nicht ihnen, sondern sich selber zum Vorwurf, und begründet dabei einen verschärften Alleingang, dem drei Jahre darauf sein Auftritt als radikale Integrationsfigur folgt.

Die Autobiographie zeitigt eine beeindruckende historiographische Arbeit, die angesichts der Verwerfungen im Gefolge des Ersten Weltkriegs, der Generalstreiksniederlage und der Parteispaltung den Enthusiasmus und die klarere Frontstellung einer früheren Zeit verteidigt. In der Romanform gelingt es Tobler, (implizite) marxistische und psychoanalytische Deutungen leicht verständlich zu vermitteln und zugleich einem Unterhaltungsbedürfnis der Leserschaft Rechnung zu tragen. Da er Literatur einen positiven Einfluss auf seine Sozialisation zuschreibt, entwirft er sich selber als moralische Romanfigur, die durch ihre Selbstreflektion andere zur Selbstveränderung anstachelt. Dabei geht es ihm um die Politisierung dessen, was in seiner Schreibgegenwart über Klassen- und Parteigrenzen hinweg noch immer als ‘privat’ definiert wird. Als Beziehungsform befürwortet er eine auf beidseitiger ökonomischer Selbstständigkeit, gleicher Bildung und gleichen Interessen fusende intime Freundschaft, die er mit Minna Christinger allem Anschein nach lebte. Dass er statt eines heroischen sozialistischen Kämpfers einen Antihelden mimt, dürfte die Beziehung zwischen Geschlechterkultur und politischer Kultur weiter erhellen.⁶⁷

Tobler – der im angenommenen Schreibzeitraum (1924–1927) parteilos ist, sich aber als Bildungsreferent und als Präsident der Roten Hilfe Schweiz organisatorisch der KPS angenähert hat – stellt sich mit dem hier besprochenen Text ohne Abstriche in eine libertäre, antiautoritäre Tradition. Es stellt sich somit die Frage, ob er mit den genannten Aktivitäten versuchte, einer libertärsozialistischen Agenda weiterhin Raum zu verschaffen. Die Widersprüche, auf die er dabei möglicherweise stiess, müssten ebenso untersucht werden wie die Faktoren, die vorerst zur Niederlage dieser Agenda führen sollten.

sagte er mir, komme er erst in gute Beziehung, wenn er eine Schwäche an ihnen entdeckt.» F. Brupbacher, *Tagebuch*, S. 34 [undat.].

67 Vgl. Caroline Arni, *Entzweiungen. Die Krise der Ehe um 1900*, Köln 2004, S. 261–311; *id.*, «‘Der Sozi-Mann’. Ehen und Lieben eines Arbeiterführers», in: Bernhard Degen et al. (Hg.), *Robert Grimm. Marxist, Kämpfer, Politiker*, Zürich 2012, S. 39–49.